Badische Heimat 53 (1973)

Karl Straub in seiner Arbeitsecke im Sargenhäusle
Foto: L. Vögely

Der Uhrenschildermaler Karl Straub

Abgesang auf ein eigentlich schon nicht mehr existierendes Handwerk

Von Ludwig Vögely, Karlsruhe

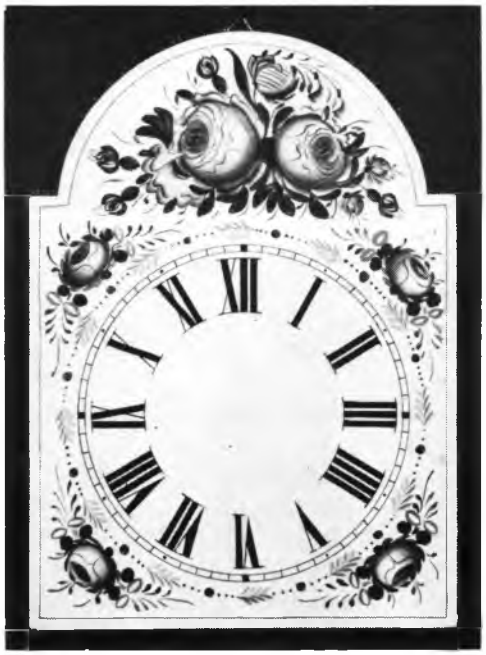
Viele Handwerksberufe wurden und werden — bildlich gesprochen — von der Zeit überrollt. Die Technik setzt ihnen das Ende, so sehr dies auch von Freunden der Volkskunde und der Volkskunst bedauert wird. Auf dem Aussterbeetat steht schon lange auch der Beruf des Uhrenschildermalers im Schwarzwald. Ihn macht die vollautomatisierte Uhrenindustrie überflüssig, die Handarbeit, wie es das Malen von Uhrenschildern nun einmal ist, nicht mehr in ihrer Kalkulation gebrauchen kann. Maschinen arbeiten tausendfach schneller und billiger, freilich auf Kosten der Individualität der Uhren, ihnen gleichsam die Persönlichkeit raubend.

Wer sich zu Karl Straub nach Linach auf den Weg macht, dem können drei Superlative in den Sinn kommen: Er betritt dort das älteste Haus (seit 1522 steht das „Sargenhäusle"), besucht den ältesten Bürger der Gemeinde und wohl den letzten Uhrenschildermaler in der Landschaft, in der einst die Schwarzwalduhr entstanden ist, der in der althergebrachten Tradition seine Schilder bemalt. Mit 80 Jahren, einem Alter, von dem die Bibel sagt, daß man es nur, wenn es hoch kommt, erreicht, ist der Besuchte körperlich und geistig noch voll auf der Höhe, ein echter Alemanne in seiner ganzen Ausstrahlung. Sein Lebenslauf ist in seiner Schlichtheit beeindruckend:

Karl Straub wurde am 3. Mai 1892 in Linach b. Furtwangen geboren und kam nach der Schulzeit in die Lehre beim Uhrenschildermaler Josef Willmann in Schönenbach. Nach der Lehrzeit arbeitete Straub zwei Jahre in der Uhrenfabrik Jäckle in Furtwangen. Die Firma stellte Uhren mit Schildern aus Blech oder Messing her, die schon nicht mehr mit der Hand bemalt wur-

den. Während dieser Tätigkeit in der Fabrik sammelte Straub wertvolle Erfahrungen im Ansetzen der Farben, die ihm nach dem Ersten Weltkrieg, den er in Rußland mitmachte, halfen, sich als Uhrenschildermaler selbständig zu machen. Noch heute, wo Straub seine Farben auch kauft, ist er der Überzeugung, daß der Maler seine Farben selbst anreiben sollte, denn in die selbstangeriebenen Farben könne er mehr Farbstoff bringen als sich in den käuflichen Farben befinde, und er erreiche dadurch eine viel stärkere Leuchtkraft. Auch könne der Maler nur dann für die Haltbarkeit seiner Arbeit einstehen, wenn er sein Material von Grund auf kenne. Die wirtschaftlichen Krisen der 20er Jahre machten auch Karl Straub zu schaffen. Die wachsende Familie machte es notwendig, daß er sich neben seiner Heimarbeit noch um anderen Verdienst umsehen mußte. Aus dieser Notwendigkeit heraus kam es zu der besonders engen Bindung zu seiner Heimatgemeinde. Es klingt beinahe unwahrscheinlich, wenn man feststellt, daß Straub wohl alle Funktionen, die ein Gemeinwesen zu vergeben hat, ausgeübt hat: Lange Jahre war er Polizist und Ortsdiener. 37 Jahre versah er das Amt eines Waldhüters und widmete so die besten Jahre seines Lebens den geliebten Wäldern. Den Lohn seiner Mühen empfing Karl Straub, als er 1945 zum Bürgermeister gewählt wurde. Linach erhielt mit ihm in jener schweren Zeit ein Ortsoberhaupt, das es mit Klugheit und Geschick verstand, für seine Gemeinde das Maximale zu erreichen. Bis zu seinem 70. Lebensjahr blieb Straub Bürgermeister. Was er zu der jetzt erfolgten Eingemeindung von Linach nach Furtwangen wirklich denkt, das hat der Altbürgermeister jedoch nicht verraten.

Im alten Elternhaus werden seit dem Jahre 1842 Uhrenschilder gemalt. Straubs Großvater begründete die Tradition, und somit wurde in der Familie weit über ein Jahrhundert die Entwicklung der Uhren-



Lackschild in Bogenform, Rosen gemalt von Karl Straub Foto: Landesbildstelle Baden

schildermalerei mitvollzogen. 1775 begann mit Georg Gfell aus Urach das Lackieren der Schilder, das Lackschild entstand. Er strich das Brett mit weißer Wasserfarbe, bemalte es und lackierte es zuletzt. Diese Methode wurde durch die Erfindung des trockenen Lackes verbessert. Das vorbereitete und bemalte Brett wurde jetzt mit Mastixfirnis lackiert. Die allmählich verbesserten Lacke verhinderten auch das Sprödeund Gelblichwerden. Man ging bei der Arbeit folgendermaßen vor: Das Brett wurde mit Leimwasser getränkt, dann grundierte man es mit gepulverter und mit Leimwasser getränkter Kreide. Nach dem Trocknen wurde es mit Bimsstein abgeschliffen und nochmals mit Kremserweiß in Terpentinfirnis angestrichen. Nach dem neuerlichen Trocknen folgte das Schleifen mit der Schleifscheibe. Dann wurde mit Hilfe einer Pappdeckelschablone das Blatt mit Ziffern versehen und bemalt. Nun konnte der Schluß-

überzug aus Sandarak-Harz in Weingeist aufgetragen werden. Dann erst ging man an den Feinschliff mit Kreidestaub und an das Polieren mit leinölgetränkten Lappen. Wahrhaftig, ein sorgfältiges Verfahren!

Karl Straub setzte die alte Art der Schildermalerei fort. Er erzählt: „Das A und O war das Material, das man zu Herstellung der Farben und Lacke benützte. Es wurde aus dem Ausland bezogen, Firnis und Farben selbst angesetzt. Zur Lackherstellung verwendete man „Dammar-Harz". Dammar-Harz ist ein hellgelbes, durchsichtiges Harz von ostasiatischen Laubbäumen. Den Namen hat es nach der zu Indonesien zählenden Dammar-Inselgruppe. Das Harz ist ein Bindemittel für hochwertige Lacke und Ölfarben. Es wurde von den Uhrenschildermalern gerieben, bis es fein wie Mehl wurde. Dazu gab man französisches Terpentinöl und erhielt so den Firnis. Auch das Weiß, die Grundfarbe der Uhrenblätter, stellte man selbst her. Als Grundmaterial der Grundierung dienen Klebe- und Füllstoffe wie Leim und Kreide, sowie Deckfarbstoffe, z. B. das Kremser- oder Bleiweiß, welches die Maler verwendeten wegen seiner guten Deckkraft, obwohl es äußerst giftig war. Viele sind daran jung gestorben, an der „Molerkolik", wie Straub sagt. Das Bleiweiß wurde früher in Deutschland nach dem sog. Kammerverfahren gewonnen. Bleistreifen von einem Meter Länge und etwa zwölf Zentimeter Breite wurden auf Holzgestellen in Kammern Essigsäuredämpfen, Kohlensäure und Wasserdampf ausgesetzt. Nach sechs Wochen war die Umwandlung beendet, d. h. es bildete sich ein weißer Belag auf dem Blei = Bleiweiß. Das Bleiweiß wurde abgeschwemmt und nachgewaschen. Es kam als Pulver, in Hütchen und in Stücken im Handel vor. Das Weiß in Stücken ist an sich zu hart zum Reiben auf dem Reibstein, deshalb warf man die „Steine" in einen Kübel und schüttete Wasser dazu. Die Stücke sogen sich voll Wasser und zerfielen, es entstand ein Brei. Diesen gab man auf eine Marmorplatte von 80 auf 80 Zentimeter. Und nun wurde mit einem großen Reiber gerieben, je länger, je besser, oft zwei Stunden. Schließlich tat man Firnis hinzu, und die Deckfarbe war fertig. Auch den Schlußlack stellte man selbst her. Man nahm dazu das härtere Sandarak-Harz. Dieses Harz, von dem es einige Arten gibt, wird aus der Sandarakzypresse des Atlas gewonnen. Die Rinde schwitzt aus Einschnitten ein gelbliches bis schwach bräunliches Harz aus, das zur Firnisherstellung Verwendung findet. Das harte Harz wurde mühsam mehlfein gerieben. Dann kam hochprozentiger Spiritus hinzu, und der Glanzfirnis war fertig. Das Schild wurde damit schlußlackiert und mit wollenen Lappen und Kreide blank gerieben. Ganz früher, so erinnert sich Straub, legte man die Schilder in die Sonne, damit die Politur vollkommen wurde. Nun, das wird den Holzschildern nicht gerade gut getan haben. Aber eine schöne Politur war notwendig. „Da waren die Engländer ganz scharf darauf", schmunzelt der Altmeister, „wenn die Blätter nicht blank wie ein Spiegel waren, ging die ganze Sendung sofort retour!"

Interessant sind auch die Erinnerungen Straubs, die er noch an die ursprüngliche Art der Herstellung der Uhrenblätter hat. Auf den Bauernhöfen wuchsen oft zahlreiche Kinder heran. Der jüngste Sohn erbte den Hof, einige der Geschwister wanderten wohl auch zu anderen Berufen in die Stadt ab, andere aber blieben auf dem Hof und arbeiteten beim Bruder ohne geldliche Entlohnung. Statt des Lohnes erhielten sie eine Anzahl Fichtenstämme. Diese mußten zu Geld gemacht werden: man fertigte daraus Uhrenblätter. Dazu spaltete man die Stämme zuerst in zwei Hälften, dann in Vierteln auf und legte sie 4 bis 5 Jahre zum Trocknen aufs Lager. Dann erst wurden die Teile in der Länge der Uhrenblätter

Schottenuhr mit Lackschild, sogen. Hochzeitsuhr

zersägt und jedes Klotzstück dem Halbmesser nach in 9 bis 12 keilförmige Teile gespalten und mit einem breiten Beil zugehauen. Die Abfälle verwendete man zur Herstellung kleiner Schilder für die Jockele-Uhren. Die normalen Schilder aber mußten oft aus zwei oder drei Teilen zusammengesetzt und verleimt werden. Und da staunt

der Zuhörer, wenn Karl Straub sagt: „Den besten Leim haben wir aus Bibbeleskäs hergestellt, der aber aus der magersten Milch kommen mußte und kein Fett enthalten durfte." Dabei ist der Vorgang nicht abwegig und schon längst bekannt. Max Doerner sagt dazu: „Seit den frühesten Zeiten der Kunst wurde Kasein verwendet. Frischer weißer Topfen oder Quark aus gut entrahmter Magermilch ist eine krümelig weiche Masse, die, auf dem Reibstein verrieben, unter Zusatz des fünften Teiles gelöschten Kalkes, sofort fließend wird, emulgiert werden kann wie Ei und mit Wasser weiter verdünnbar bleibt. Topfenkasein ist der stärkste Leim, mit dem die Tischler seit Jahrhunderten Arbeiten machen, die im Freien halten sollen." Genau so verfuhr der Uhrenschildermaler. Man rieb also den mit etwas gelöschten Kalk gemischten Käse auf einer Platte etwa eine Stunde lang. Ließ sich, wenn man den Reiber zur Decke hochstreckte, ein „Faden" von der Platte aus ziehen, der „hielt", war der beste Leim fertig. Karl Straub meint, daß man die Uhrenschilder den Winter über bis ungefähr zur Jahrhundertwende hergestellt hat. Dann aber wurde dies zum Beruf, und Handwerker stellten das ganze Jahr über Schilder her.

Seinen Schmuck erhält das Lackschild in Bogenform, das über ein Jahrhundert seine unangefochtene Geltung hatte, durch seine Bemalung. Was sofort auffällt bei der Betrachtung ganzer Uhrengenerationen ist das Festhalten der Maler an bestimmten Vorbildern und praktizierten Formen. Die Frühform der Bemalung war dürftig.

Meist wurden Blümchen gemalt, deren „Art und Weis" nicht zu enträtseln ist. Aber man muß bedenken, daß die Bauernmaler ja keine ausgebildeten Künstler waren. Deshalb wagten sie sich auch kaum an einen figürlichen Schmuck der Blätter. Was die Bauernmaler aber liebten, waren leuchtende Farben, und daher ist auch das Bestreben erklärlich, die Schilder kräftig bunt zu verzieren. Die Uhren gingen in alle Welt, und der Uhrenschildermaler mußte sich auch auf den Geschmack der Völker einstellen, welche die Uhren kauften. Am ehesten wurde er mit einem recht bunten Lackschild den Ansprüchen der Franzosen gerecht. Der kühlere Norden beispielsweise schätzte auch sachliche, sprich einfach bemalte Schilder. Rußland stellte die Maler vor besondere Probleme. Karl Straub berichtet von dem Rußlandgeschäft bis zum Ersten Weltkrieg, das eine Hochkonjunktur für die Schwarzwälder Uhrenindustrie brachte: „Damals gingen viele Uhren nach Rußland. Es war billige Ware. Werke, Schilder, Pendel und Gewichte wurden wegen des Zolles gesondert verpackt und verschickt. Die Teile wurden durch deutsche Fachleute in Rußland zusammengebaut und die Uhren an Grossisten verkauft. Die Russen wollten aber Uhren, deren Schilder mit Landschaften, Dörfern, Schlittenpartien, eben mit russischen Motiven geschmückt waren." Und Straub sagt in diesem Zusammenhang, daß also die Russen keine handgemalten Schilder wollten. Das ist aus der Sicht des Malers so zu verstehen: Mit derartigen Darstellungen waren die Maler künstlerisch überfordert. Die Aufgabe war nur mit Hilfe der Abziehtechnik zu lösen, was ein guter Uhrenschildermacher ganz richtig als Rückschritt empfindet. Seit 1853 kannte man das Verfahren, nach welchem man Kupferstiche und Lithographien auf Holz abziehen konnte. Der Schildermaler hatte also nur noch die Zeichnung mit Ölfarben auszumalen. Wenige Jahre später gab es das gewöhnliche Abziehbild, mit welchem der Schildermaler frei schalten und walten konnte, nicht immer zu Nutzen des Geschmackes. Karl Straub besitzt noch einen kleinen Vorrat sehr alter Vorlagen, auf den er mit Recht stolz ist.

Das Schild in Bogenform schreibt dem Maler durch seine Form genau den Platz

für seine Arbeit vor. Nach Abzug des Zifferblattes bieten sich die vier Ecken und der das Quadrat nach oben abschließende Halbkreis als freie Flächen für die Bemalung an. In diesem Raum kann er seine Phantasie frei walten lassen.

Hier kann er seinen Blumenschmuck anbringen. Beherrschend ragt die Rose hervor, sie bildet den Mittelpunkt im Bogenaufsatz. Warum gerade die Rose? Nun, sie ist die Königin der Blumen, und Adolf Kistner fügt mit Recht hinzu: „Innig verwachsen mit dem Gemüts- und Gefühlsleben des Volkes erscheint sie (die Rose) als Sinnbild der Liebe und Schönheit. Im Volkslied und Sprichwort, in der Heiligenlegende und im Marienkult ist die Rose unter allen Blumen die bedeutungsvollste. Mit ihrer stufenweisen Entwicklung dem Leben der Menschen vergleichbar, ist sie wie die Uhr eine Mahnerin an die Vergänglichkeit. Rosenschmuck an der Uhr schien daher der Schwarzwälder Schildmalerei am sinnigsten; er läßt in Freude und Lust, in Leid und Wehe die meisten Deutungen zu... Am sinnvollsten erschien, dem Volksempfinden gemäß, die rote Rose, die auch den farbenfreudigen Bauern den besten Gegensatz zum Grün der Blätter bot.“ Und so erkennt man den Uhrenschildermaler Karl Straub auch an „seiner“ Rose. Es sind immer die gleichen Rosen, die er malt, ob klein oder groß, einzeln oder zum Strauß verknüpft. Er zeigt dem Besucher die Rose seines Vaters, seines Großvaters und die der Brüder seines Großvaters. Hier wird die Tradition, in der Straub steht, besonders sichtbar.

Karl Straub malt auch noch Schilder mit Säulen rechts und links des Zifferblattes. Auch diese Säulen sind althergebracht und haben eine eigenartige Geschichte. Man hat lange nicht gewußt, wie diese Säulen auf die Uhrenschilder kamen. Plausibel ist die Erklärung von Adolf Kistner, daß die Schwarzwälder, die mit Uhren und Glaswaren in aller Herren Länder zogen, dort Uhren sahen, die von Säulen getragen wurden, d. h. das hochgesetzte Uhrwerk wurde von Säulen gehalten. Säulen weisen schon Uhren des Barock auf. Je nach Stil und Zeitepoche bestanden die Säulen aus Marmor, Alabaster oder Glas und trugen Ziervasen, Kugeln, Urnen usw. Zitat Adolf Kistner: „Säulen und Uhr verschmolzen für sie (die Schwarzwälder) zu einer einzigen Vorstellung. Sollten ihre Erzeugnisse draußen Geltung bekommen, so mußten sie sich den Gewohnten anpassen. Man übertrug Formenwerk der Standuhren auf die Schwarzwälder Wanduhren; der Zweck der Säulen — nämlich Träger zu sein — wurde dabei übersehen. Was an den Standuhren körperlich war, übertrug man als Flachbild auf das ebene Lackschild.“ Frei verfährt auch Karl Straub wie seine Vorgänger mit der Farbengebung. Die helle Farbe von Alabaster und Marmor ließ sich schlecht auf das weiße Blatt übertragen. Man half sich mit der Farbenumkehr: Die Säulen werden schwarz gemalt, die Basis in einem kräftigen Gelb und ahmt so wohl vergoldete Bronze nach.

Es gibt harte Urteile über die Schildermaler, so etwa, daß es zwar am Willen der Bauernkünstler nicht gefehlt habe, wohl aber am Können. Das Messer sei ihrer Hand vertrauter gewesen als der Pinsel und deshalb sei auch die Schildermalerei erheblich hinter der Schilderschnitzerei zurückgeblieben. Gewiß, man kann, wenn man will, das Festhalten an einmal gefaßte Formen als Stillstand bezeichnen, und Stillstand bedeutet immer auch Rückschritt. Kistner macht sogar die Schildermaler durch ihr „ewiges Einerlei“ der Bemalung erheblich mitverantwortlich für den Rückgang des Uhrengeschäftes. Aber es liegt doch auch im Wesen des Alemannen, daß Neuerungen nicht leicht Zugang finden, daß der Bauernkünstler malte, wie es ihm gefiel. Heute sieht man die Uhrenschildermalerei wieder mit etwas anderen Augen an und gibt wohl Hans Thoma

recht, der in seiner Jugend ja auch Schilder gemalt hat: „Diese Uhrenschilder und bemalten Tafeln, sie mögen so schlecht gewesen sein, wie sie wollen, es war immerhin Kunstübung und Handarbeit und hat den Zusammenhang mit der Kunstübung im Volke wachgehalten, den die fabrikmäßig hergestellten Farbdrucke niemals ersetzen können." Diese Worte sind Rechtfertigung für den im eigentlichen Sinn längst nicht mehr existierenden Beruf der Uhrenschildermaler alter Tradition. Gewiß, es sitzen hier und dort auch heute noch Schildermaler. Sie sind der Neuzeit verpflichtet und damit auch dem Wechsel unterworfen. So weit, so gut, darüber soll hier kein Urteil abgegeben werden. Karl Straub hat viele Jahre keine Uhrenschilder mehr gemalt, sie wurden einfach nicht mehr verlangt. Nach dem letzten Kriege, als die Leute sich wieder auf das Alte besannen, als es wieder Mode wurde, als sie zu sammeln begannen, wurde er wieder entdeckt und bekam wieder zu tun. Erst waren es zehn Bretter im Jahr, dann mehr und mehr. Heute ist er voll beschäftigt. Aber er ist der letzte Uhrenschildermaler alter Schwarzwälder Art — und er ist schon über 80 Jahre alt.

Benützte Literatur:

Adolf Kistner „Die Schwarzwälder Uhr", 1927, Verlag C. F. Müller, Karlsruhe (Heimatblätter „Vom Bodensee zum Main" Nummer 31, herausgegeben vom Landesverein Badische Heimat).

Max Doerner „Malmaterial und seine Verwendung im Bilde", 1971, Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart.

Johanniskraut

Feuertanz
auf den Hügeln,
als wollt es die Erde
schmelzen, wenn sich
der Sommer
neigt.

Dein Gold,
in den Feuern
des Himmels geläutert,
trügt die Schatzgräber.

Tau und Elfenblut
achten sie nicht.

Carlheinz Gräter